

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
<i>Stefanie Hasler</i> - Von der Hasenplage im Münchner Norden	13
<i>Martin Anderfeldt</i> - Die Stille	25
<i>Regine Wegner</i> - Die Münchner Baustellen-Saga	47
<i>Corinna-Rosa Falkenberg</i> - Die Eskimotragödie	69
<i>Sarah Malhus</i> - Der Spiegelmörder	93
<i>Roxane Bicker</i> - Reliquien	119
<i>Jo Romic</i> - Das Erbe von Aratho	137
<i>Dani Aquitaine</i> - Die letzte Hexe	163
<i>Sabrina Hiebl</i> - Cassandra und die drei Schwestern	189
<i>Matthias Sebastian Biehl</i> - Urteile	209
<i>Marie Wilhelmsen</i> - Bryanna	229
<i>Lidia Kozlova-Benkard</i> - Der Lindwurm	265
<i>Matthias Rothe</i> - Das Geheimnis des Lindwurms	283
<i>Peter Teschke</i> - Zeitreise	301
<i>Mario C. G. Juhnke</i> - Die Flüsterecke	323
<i>Andrea Wojtkowiak</i> - Der Brezenreiter	335
<i>Nelly Altmeyer</i> - Die Isarnixe	355
<i>Karen Metz</i> - Des Goldschmieds Verhängnis	377
<i>Michaela Thomson</i> - Urteile nie zu schnell	387
<i>Peter Krall</i> - Die Unschuld des Franz von Stuck	397
<i>Danksagung</i>	432
<i>Die Autor:innen</i>	435

Stefanie Hasler

Von der Hasenplage im Münchner Norden

Der Münchner Norden, das sieht jeder, der mal zwischen Allianz-Arena und Feldmoching unterwegs war, ist quasi überschwemmt von Hasen. Sogar am Flughafen müssen's immer wieder die Viecher umbringen, *damit sie nicht in die Triebwerke geraten*.

Mir täten da ein paar Worte einfallen für die Leute, die sowas anordnen. Keins davon ist nett.

Aber gut, ich bin auch einer von den Betroffenen. Also nicht einer von den Flugzeugpiloten, nicht dass da der falsche Eindruck entsteht. Einer von den Hasen.

Genauer gesagt, stimmt das so auch nicht ganz. Ich bin nämlich kein Hase nicht. Ich bin ein Wolpertinger. Es gibt zwischen mir und einem, sagen wir einmal, Standard-Feldhasen, doch gewisse Unterschiede, anatomisch gesehen. Zum Beispiel haben Hasen kein Geweih. Ich bin mir relativ sicher, dass Hasen auch keine Flügel haben, nicht mal so kleine, quasi dekorative, wie ein paar von meinen Verwandten. Außerdem hab ich noch einen wundervollen, riesigen, prächtigsten grünen Schwanz. Also quasi wie bei einem Huhn. Nicht, dass ich ein Huhn bin deswegen. Der Rest von mir hat immerhin, wie ich meine, das schönste, weichste Fell, das du finden kannst. In einem traumhaften Braun, das weder dunkel noch hell ist, und sehr mit meinem Geweih harmoniert. Jedes Mal, wenn ich einen Spiegel finde, bin ich aufs Neue entzückt und kann's gar nicht lassen, mich zu betrachten.

Ich schätze, dass es Hasen auch ein bisschen egaler ist, wie sie aussehen, als dem durchschnittlichen Wolpertinger. Nicht, dass man mich erkennen könnte. Für den normalen Münchner, gerne auch Isarpreiß genannt, sehen wir aus wie Hasen. Das verdanken wir einem netten Feenwesen, oder, wie der Bayer zu sagen pflegt, einem *Deifi* aus dem neunzehnten Jahrhundert. Davor sind wir gejagt und ausgestellt worden. In vielen Almen kann man meine toten Vorfahren noch heute bestaunen, ausgestopft und an die Wand gehängt. Barbarisch, diese Menschen.

Naja, dank dem Zauber sehen wir halt aus wie Hasen, und wir konnten uns deswegen relativ gut mit den Menschen arrangieren. Natürlich, ohne dass die davon was mitkriegen. Aber wenn sie was davon mitkriegen, dass wir keine Hasen sind, dann sehen sie uns so, wie wir halt sind. Quasi wie beim Pumuckl, bloß dass Kleber bei uns egal ist. Und dann können sie uns wieder jagen. Uns, die wir eh fast ausgestorben sind. [...]

Martin Anderfeldt

Die Stille

Es gibt eine Stille, die du spürst, wenn du auf offenem Felde mit der Gesellschaft hoch zu Ross dahingejagt bist, irgendwann erhitzt innehältst, dampfend das Tier, erschöpft auch der Reiter. Eine Stille, die nichts mit Ruhe zu tun hat. Eine Stille, zäh wie Baumharz und schwarz wie Tinte. Unweigerlich fragst du dich, ob sie die ganze Zeit schon da gewesen war und du sie nur nicht verspürt hast, weil du soeben noch selbst fröhlich und laut gewesen bist. Diese Stille aber setzt jeglichem Frohsinn ein jähes Ende.

Nervös schnaubend dreht das Pferd die Ohren, ein Zittern geht durch den mächtigen Rumpf und den Reiter befällt Schwerkut. Als hätte sein Eindringen zur Unzeit etwas unterbrochen – ein Treiben, das kein Mensch stören darf.

Etwas lauert in den Wäldern, den Feldern und besonders in den Bergen. Etwas, von dem die rechtschaffenen Bürgersleut der großen Stadt nichts ahnen. Kaum eine Tagesreise von ihren biederer Häusern liegt das Grauen im Hinterhalt. Lärmend, wenn es niemand hört, lauschend, wenn du innehältst.

Mag sein, dass es ein empfindsames Gemüt voraussetzt, das Unbekannte zu erspüren. Die Seele eines Künstlers, eines Musikers, vielleicht eines Kindes ... die meisten Bürger sind ja tagein, tagaus damit beschäftigt, ihren Wohlstand zu mehren und dem Adel nachzueifern.

Er wandte sich nicht um, aber er wusste, dass weit hinter ihnen ein Diener ging. Welcher – Joseph? Xaver? Er seufzte. Es hatte keinen Sinn; mitunter war ihm, als wechselte seine Dienerschaft rascher als die Wochentage.

Vertrauen konnte er niemandem. Die treuen Diener waren lange verschwunden, einer nach dem anderen. Bemerkte er es und fragte »Ach, wo ist denn der gute Sebastian hin? Er hat mir doch immer recht gut gedienet?«, so antwortete man ihm, er hätte geheiratet oder wäre nach Hause in sein Dorf, weil sein Vater erkrankt wäre. Ob er wieder käme? – Gewiss, gewiss.

Bei seinem letzten Ausflug erblickte er auf dem Kutschbock einen fremden Mann – einen finsternen, grobschlächtigen Koloss mit schwarzem Bart; einen wahren Mordgesellen – schweigend und grauenvoll. Jede Vorfreude auf die Lustbarkeit war von ihm gewichen, ohne ein Wort machte er kehrt und eilte zurück zur Tür, floh in seine Gemächer und verbat sich, auch nur eine Seele noch zu sehen. Selbst zum Essen ließ er sich dann nicht mehr überreden und betrat den Speisesaal nur, als man ihm zusicherte, dass sich dort niemand mehr aufhielt.

Nun wandte er sich doch um. Bis auf Gudden, der wenige Schritte hinter ihm ging, war keiner da. [...]

Regine Wegner

Die Münchner Baustellen-Saga

Baustellen über Baustellen

Ist München von einer Baustellen-Krankheit befallen? Dieser Tage ist man schon froh, eine Straße oder einen Platz zu entdecken, auf der nicht gerade gebaut und abgesperrt wird.

Baustellen überziehen die Stadt flächendeckend. Permanent werden Häuser abgerissen und aufgebaut, Straßen verbreitert oder verengt, Kanäle gegraben oder zugeschüttet. Ist München so kaputt? Oder geht es hier etwa nicht mit rechten Dingen zu? Sind möglicherweise unsichtbare Kräfte im Spiel, die gerade fertiggestellte Teerdecken immer wieder aufbrechen? Die Baustellen langwierig und kompliziert machen, wie am Sendlinger Tor? Die Autofahrer durch unsägliche Labyrinth leiten? Die ihre Hand im Spiel haben, wenn eine Vielzahl an Baustellen zum alltäglichen Verkehrschaos führt? Es gibt da eine Legende und dunkle Gerüchte, die dies nahelegen. Ein wüster Fluch soll die Stadt dazu verdammt haben!

Ein Rückblick in die Geschichte

Warum sollte ein Dämon die Stadt solchermaßen verflucht haben? Mag hier etwas dahinterstecken, das man vielleicht wissen sollte? Ein Blick in die Geschichte erklärt den Ursprung der Legenden. Tauchen wir ein in die Zeit Heinrichs des Löwen, der München gegründet haben soll.

Heinrich der Löwe soll die Isar-Brücke bei Oberföhring niedergebrannt haben, um dann eine Brücke im heutigen Stadtgebiet Münchens (»näher bei den Mönchen«) zu errichten und den Brückenzoll selbst zu kassieren, statt ihn dem Freisinger Bischof und der katholischen Kirche zu überlassen. So oder ähnlich ist es nachzulesen in den verschiedensten Sagen und Legenden zur Geschichte der Stadt München.

Wie aber hat es sich wirklich zugetragen?

Heinrich der Löwe wollte an die Einnahmen, die sich aus dem »weißen Gold« ergaben, das über die Brücke transportiert wurde, da besteht wenig Zweifel. Wie gelegen kam es da, dass sich ihm eines Tages ein Dämon offenbarte. Dieser bot ihm an, gegen die Hälfte der Einnahmen die Brücke in seinen Besitz bringen zu können. Er müsse ihm, dem Dämon, nur die Wahl der Mittel überlassen. [...]

Corinna-Rosa Falkenberg

Schreie im Münchner Südfriedhof

oder auch: Die Eskimotragödie

*Montag, 07. Februar 1881, 17.09 Uhr
Akademie der Bildenden Künste, München*

An einem sonnigen Montagnachmittag entdeckt Konstantin die Ausschreibung von Kil's Colosseum, dem angesagtestem Varietétanzlokal Münchens am Schwarzen Brett der Akademie der Bildenden Künste. Kil's Colosseum erstreckt sich bis an die Ecke Hans-Sachs-Straße und Ickstattstraße inmitten des Glockenbach-Viertels, dem wilden Rotlichtmilieu der Stadt. Bekannt weit über die Stadtgrenze Münchens hinaus ist das Tanzlokal nicht nur für sein buntes Prostitutionstreiben, sondern auch für seine zahlreichen Varietéveranstaltungen sowie seine ausgelassenen, schwungvollen Abende. Dorthin kommt, wer gesehen werden möchte. Genauso wie derjenige, der bis in die frühen Morgenstunden trinken, feiern und tanzen möchte, um fröhlich der Schwere des Alltags zu entfliehen.

Der Chef des Variétés, der gewichtige Georg, kam kurz zuvor persönlich in den Neubau der Akademie und pinnte die Ausschreibung mit der Suche nach Theatergruppen für den Faschingsabend, den 18. Februar 1881, an das Schwarze Brett.

Das Dachmotto des Faschingsabends ruft er auf der Ausschreibung mit »Eine Reise um die Welt« aus.

Konstantin besucht das Kil's, wie er und seine Freunde das Varieté liebevoll nennen, so oft es seine knappen Finanzen zulassen. Er weiß, dass sich der Direktor des Kunstakademie und der Chef vom Kil's Colosseum gerne auf ein Feierabendbier treffen, so dass es Konstantin nicht erstaunte, den zuletzt genannten höchstpersönlich in der Akademie anzutreffen.

Kil's Colosseum beherbergt verschiedene Kunstabühnen in mehreren Vorstellungsräumen und laut Aushang ist geplant, dort zahlreiche Kunstklassen der Akademie mit ihren Theaterimprovisationsideen an dem Abend auftreten zu lassen. Varietébesitzer Georg will seinen Gästen einen besonderen Faschingsabend ermöglichen, immerhin sei sein Colosseum »nicht ohne Grund so bekannt«, wie er nicht müde wird zu betonen, wohlwissend, dass die Kunstklassen mit ihrer Kreativität das Darbietungsniveau heben werden. Gleichzeitig ist es für die Kunststudenten eine willkommene Gelegenheit, ihre meist knappen finanziellen Ressourcen aufzustocken und Bühnenerfahrung zu sammeln. Schließlich ist auch das neue Akademiegebäude noch nicht so fertig gestellt, als dass die gesamten Kunstklassen eine eigene Faschingsfeier in ihren Räumen hätten halten können. [...]

Sarah Malhus

Der Spiegelmörder

Geschichte hat die Angewohnheit, sich zu wiederholen. So auch anno 1881 in München, da das alte Spiegelbrunneneck erneut Schauplatz grauenvoller Todesfälle wurde. Aber beginnen wir von Anfang an.

Es war Juni und die Hitze des Sommers reichte mittlerweile bis in die Nächte hinein. Sie waren erfüllt von lauer Luft und dem Gelächter derer, die es nicht nach Hause ins Federbett zog.

Mit einem derben Rausch verließ Albert das Wirtshaus »Zum trunkenen Löwen«, welches am Thiereck lag. Ihm folgte sein guter Freund Fritz, nicht minder betrunken. Sie hatten sich schon seit einer Weile nicht mehr getroffen und ihr Wiedersehen daher umso ausgiebiger gefeiert.

»Was für'n Abend!«, resümierte Fritz lallend. »Was für eine Nacht!«, brüllte er hinterher. Sein vergnügtes Lachen hallte durch die Straßen. Hinter zwei Fenstern der gegenüberliegenden Häuserseite flammten daraufhin Lichter auf.

Albert packte seinen Freund am Ärmel. »Pssscht! Willst du, dass die Gendarmerie uns in ihrer Zelle ausnüchtern lässt?«, zischte er ihm zu.

»Oh. Jaaa, nein. Ich bin ja schon still.« Fritz streckte den Zeigefinger aus und legte ihn sich auf die Lippen, was aber erst beim zweiten Versuch gelang. Die beiden kicherten wie kleine Buben.

»Mach's gut und bis bald!« Albert klopfte Fritz zum Abschied auf die Schulter und stolperte, seinem Delirium angemessen, die Weinstraße hoch Richtung der Theatiner. Sein Weg führte ihn an der Baustelle des Neuen Rathauses vorbei, die zu dieser Stunde verlassen dalag. Die Mauern erschienen ihm im Dunkeln eher wie Ruinen denn wie ein neu entstehendes Gebäude. Das jähne Aufflattern eines Vogels ließ ihn zusammenfahren.

»Ha!«, lachte Albert über sich selbst. »Du bist betrunken!«

Auf der Höhe der Polizeidirektion, die zwischen Gruftstraße und Schramergässchen lag, achtete er darauf, geradeaus zu laufen, um ein- und ausgehende Gendarmen nicht auf sich aufmerksam zu machen.

Ein Schluchzen drang plötzlich an Alberts Ohr. Er hielt inne, lauschte konzentriert und lenkte seine Schritte daraufhin in die Mündung der Schäfflerstraße. Einen Augenblick später enthüllte das Dunkelgrau der Nacht den Ursprung des Geräusches. Dort, am Hauseck kniete weinend eine junge Frau. Sie schreckte hoch, als sie Albert entdeckte und taumelte ein, zwei Schritte rückwärts. Eine zweite Frau lehnte reglos an der Hauswand. Sie trug keinerlei Kleidung am Unterleib. Rasch wich er dem Anblick aus und wandte sich der Weinenden zu.
[...]

Roxane Bicker

Reliquien

»Und so gelobe ich feierlich, nach meiner glücklichen Rückkehr aus dem Heiligen Land, dem heiligen Onuphrius über den finsteren Bögen am Thalbrückertore ein großes Gemälde zu stiften.« Heinrich Primat senkte ein letztes Mal den Kopf, warf der heiligen Reliquie auf dem Altar noch einen Blick zu, dann erhob er sich.

Sein Freund Lucas lehnte an der Mauer der kleinen Kapelle und betrachtete desinteressiert seine Fingernägel. »Als wenn du malen könntest, Primat«, murmelte er vor sich hin. Heinrich stieß ihm beim Hinausgehen den Ellbogen in die Rippen. »Vielleicht sollte ich bei dir in die Lehre gehen, Cranach.«

»Vergebliche Liebesmüh für einen Kaufmannssohn. Bei dir ist Hopfen und Malz verloren, Primat.«

»Wart ab, mein Lieber. Apropos, noch einen Abschiedstrunk? Schließlich ist dies unser letzter Tag in heimischen Gefilden!«

Lucas schlang Heinrich den Arm um die Schulter und zog ihn mit sich. »Ich weiß noch immer nicht, was mich bewogen hat, mit Herzog Christoph auf große Fahrt zu gehen, aber vielleicht findet sich die Antwort auf diese Frage am Grunde eines Bierkruges. Lass uns dem nachgehen, mein Freund!«

Die Wahrheit versteckte sich, oder sie hatten den Boden ihrer Krüge nie erreicht. Am nächsten Morgen fand die Aprilsonne Heinrich Primat und Lucas Cranach mit starken Kopfschmerzen.

Beide waren sie nicht unbedingt freiwillig hier, sondern von ihren Vätern auf die Pilgerfahrt geschickt worden. Lucas Cranach hatte seine Ausbildung zum Maler beendet und sollte nun Erfahrungen in der weiten Welt sammeln. Heinrich Primat hingegen hatte die Aufgabe, neue Handelswege zu erschließen und Kontakte in der Fremde zu knüpfen. So waren sie beide in diese elitäre Gesellschaft der Fürsten und Ritter gekommen.

Heinrich Primat und Lucas Cranach hielten sich am Ende des Zuges, der sich aufbruchbereit im Alten Hof versammelt hatte. Die Pferde stampften und konnten den Aufbruch kaum erwarten. Vor den Toren der Stadt München vereinte sich der Zug mit einem noch viel größeren. Dort warteten die Männer Friedrichs III., des Kurfürsten von Sachsen. Gemeinsam würden sie bis Venedig ziehen und sich dort gen Heiliges Land einschiffen. [...]

Jo Romic

Das Erbe von Aratho

Kapitel 1

Gerath Aratho starrte von der Landerampe des Weltraumkreuzers in den Sternenhimmel. Seine Finger verkrampten durch die Nervosität und der Schweiß floss die Stirn hinunter. Ob es sein Bruder Bothima geschafft hatte? Er strich über die schulterlangen, schwarzen Haare und zupfte die kohlenfarbige Familienuniform straff. Neben Gerath stand sein Vater, der die Mutter an den Schultern festhielt. Jeder in diesem Hangar hatte den gleichen Gedanken. *Hatte er es lebendig geschafft und den Familiennamen in Ehren gehalten?* Gerath hob die Hand und kontrollierte die Benachrichtigungen seiner Multi-Tech-Watch. Nur Kommentare über den Verlauf des Kampfes. Dabei konnte niemand etwas gesehen haben. Aber jeder wusste mehr, als es eigentlich zu wissen gab. Selbst die ersten Kommentare, dass er der Nachfolger wäre, falls sein Bruder nicht mehr zurückkäme, wurden laut.

Gerath nahm ein Flackern wahr, dass seine Augen erreichte. Ein Schiff flog auf den Hangar zu und verdeckte die letzten Sterne, die er sehen konnte. Nur wenige Momente brauchte er, um zu verstehen, dass es sich um das Schiff seines Bruders handelte. Doch wieso sendete er keine Nachricht, in der er jubelnd den Sieg feierte? Wurde er auf seine alten Tage noch ruhiger?

Ein Landetechniker kam nach vorne getreten und winkte mit den Leuchten in der Hand. Er wies das Schiff auf eine Position hin, auf der es sanft landete. Geraths Eltern liefen auf den Metallklotz zu und blieben vor der Schleuse stehen, die sich gleich öffnen würde. Gerath rieb sich die Finger warm und schluckte kurz. Wenn sein Bruder mit leeren Händen zurückkehrte oder die Mission nicht zu Ende führen konnte, wäre er als Nächster an der Reihe. Das wollte er ganz sicher nicht. Als der Jüngste der Aratho-Familie neben seinen Eltern zum Stehen kam, zischte Dampf aus dem Rumpf hervor und ein Quietschen leitete das Öffnen der Schleuse ein. Die Rampe berührte den Boden und die Wachen formierten sich um sie, um seinen Bruder gebührend zu empfangen. Gerath merkte, wie sich Vater und Mutter enger aneinanderdrückten, in der Hoffnung, dass dieser Tag endlich ein Ende fand. Zumaldest glaubte er, das in ihren Augen zu lesen.

Dann fiel ein Körper aus der Schleuse, landete direkt auf der Rampe zwischen den Wachen, die geschockt zur Seite sprangen. Während Gerath förmlich einfror, löste sich sein Vater von der Mutter und rannte nach vorne. [...]

Dani Aquitaine

Die letzte Hexe

PROLOG – 2001

Sie entlässt den Pagen mit einem knappen Lächeln und einem großzügigen Trinkgeld. Erst als sich die Tür hinter ihm geschlossen hat, sieht sie sich in der Suite um.

Zu viel, wie immer zu viel. Feine Perserteppiche, funkelnde Kronleuchter, schimmernde Antiquitäten auf poliertem Mahagoni. Er wusste nie, wann es genug war.

Langsam schlendert sie zum verglasten Essbereich und schiebt den dunkelblauen Brokatvorhang beiseite. Sie tritt ganz nah an das Panoramafenster, zieht einen ihrer eleganten Lederhandschuhe aus und legt ihre Handfläche ans kühle Glas. Liebenvoll betrachtet sie die beiden beleuchteten Zwiebeltürme der Frauenkirche, den alten Peter, die Turmuhr des Rathauses, die eben viermal schlägt.

Vereinzelte weiße und rote Lichtblitze der letzten Partyfahrten dieser Nacht jagen tief unter ihr durch das Dunkel. In den Lichtinseln unter den Straßenlaternen tauchen ab und an vereinzelte Nachtschwärmer zu Fuß auf, zwei davon mit einem dieser unvermeidlichen neuen Geräte am Ohr.

Wie sich die Stadt in den letzten dreihundert Jahren verändert hat! Doch liebt sie München viel zu sehr, um es zu verlassen.

Sie streift den Handschuh über und greift vorsichtig in die Innentasche ihres taubenblauen Seidenblazers. Eine feingliedrige Kette kommt zum Vorschein. Zart und unscheinbar liegt das matt goldene Kreuz auf ihrer Handfläche. Sie schließt sie zu einer Faust. Mit einem Mal ist sie nicht mehr sicher, ob es wirklich die Faszination für die Stadt ist, die sie all die Jahre hier gehalten hat oder die Rache.

1701

Ich rannte die knarzenden Stiegen der Dienstbotentreppe ins Dachgeschoss hinauf und stürmte, ohne anzuklopfen, in Lenis kleine Kammer. Als Dienstmädchen lebte sie hier oben; mein Zimmer lag neben dem der Kinder, die ich zu beaufsichtigen hatte.

»Gusti passt drei Stunden auf die Kleinen auf. Wir müssen sofort los!« Alles in mir kribbelte vor Aufregung und Tatendrang.

Meine Base sah von der Flickarbeit auf ihrem Schoß auf. »Los? Wohin?«

»Auf die Dult.« Ich nahm der widerstrebenden Leni das Stopfgarn aus der Hand, zog ihr die Haube vom Kopf und löste ihre goldenen Zöpfe. [...]

Sabrina Hiebl

Cassandra und die drei Schwestern

Es ist Nacht. Aufsteigende Nebelschwaden ziehen durch die leeren Straßen, in denen eine ungewöhnliche Stille herrscht. Normalerweise würde man, trotz der Schallmauer, den Lärm der vielen Fahrzeuge in der kleinen Nebenstraße hören. Doch in dieser Nacht sind nur wenige Autos unterwegs.

Es scheint, als würde jeder, der es nicht muss, den Schutz der eigenen vier Wände nicht verlassen, wirken doch die dunklen, unheimlichen und mystischen Nebelschwaden wie bedrohliche, unruhige, schattenhafte Geister. Sie scheinen einem Horrorfilm entsprungen, was in den meisten Bewohnern ein unbehagliches Gefühl und eine unerklärliche Angst auslöst. Diese Stimmung wird noch von der süßen und melancholischen Melodie verstärkt, die nicht von jedem Bewohner in dieser Millionenmetropole gehört wird.

Und doch gibt es manche unter den Bewohnern, die diese Melodie in ihrem Unterbewusstsein wahrnehmen. Eine ist Cassandra Winters.

In den vergangenen Nächten hat sie schon ziemlich unruhig geschlafen, doch in dieser Nacht findet sie überhaupt keine Ruhe. Nachdem sie sich zum wiederholten Mal von einer Seite auf die andere gewälzt hat, reicht es ihr. Mit einem tiefen Seufzer auf den Lippen fährt sie sich durch die kurzen blonden Haare. Ihre grünen Augen wandern ziellos durchs dunkle Zimmer, welches vom Vollmond etwas erhellt wird. Dabei entdeckt sie ihre beiden schlafenden Kater. Wehmütig betrachtet sie die zwei. Mit einem Lächeln beugt sie sich hinab und beginnt den kleinen schwarzen Kater hinterm Ohr zu kraulen. Dabei fragt sie sich, wie es sein kann, dass die beiden so friedlich schlafen können, wo sie selbst doch so unruhig ist in dieser Nacht. Es dauert nicht lange und ein leises Schnurren ist zu hören.

»Ihr beiden habt's gut. Katze müsste man sein«, murmelt sie vor sich hin und verstärkt ein wenig den Druck des Kraulens. Sofort wird das Schnurren lauter. Ein neuer Seufzer entweicht Cassandras Lippen. Sie fühlt, das in dieser Nacht nicht einmal das sonst so beruhigende Schnurren ihres kleinen schwarzen Fellknäuels hilft. Während ihre linke Hand weiter über das weiche und samtige Fell wandert, denkt sie mit gerunzelter Stirn darüber nach, was ihr in den vergangenen Nächten und besonders in dieser Nacht den dringend benötigten Schlaf raubt.

»Ich weiß ja, dass ich in Vollmondnächten besonders schlecht schlafen kann, doch in dieser Nacht ist es, als würde mich etwas rufen«, flüstert sie vor sich hin, während ihr Blick wie hypnotisiert zum Fenster und zum hereinfallenden silbernen Licht des Mondes wandert.

Deutlich spürt sie, wie die Unruhe in ihr stärker und stärker wird. Irgendwann wird dieses Gefühl, welches sich bei ihr als schneller Herzschlag und einem unangenehmen Kribbeln im Bauch äußert, so stark, dass sie es nicht mehr aushält. Entschlossen greift sie nach dem Zipfel der Bettdecke, schwingt ihre Beine über die Bettkante und schlüpft in ihre Pantoffeln. [...]

Matthias Sebastian Biehl

Urteile

Die Welt um Daniel Werner nahm ganz allmählich wieder Formen an.

Doch das konnte ihn nicht beruhigen. Er befand sich in einem ihm vollkommen unbekannten Raum. Genauer betrachtet eine glatte Übertreibung. Eher eine Art runder Schacht.

Daniel lehnte an einer gemauerten Wand. Ihm gegenüber konnte er mehrere schmiedeeiserne Sprossen erkennen, die nach oben führten. Dort, bestimmt zehn Meter über ihm, erblickte er eine orangeblaue Scheibe.

Wo war er?

Das musste der Boden eines Brunnens sein. Genau. Er war auf dem Grund eines alten Brunnenschachtes.

Wie war er hier heruntergekommen?

Daniel versuchte, seine Gedanken zu ordnen.

Es war ein ganz normaler Tag gewesen. Montag. Er war sich sicher, dass es Montag war. Verdammtd, was hatte er für ein Wochenende hinter sich!

Die Kleine aus dem P1 war geradezu unersättlich gewesen. Hatte ihn förmlich ausgesaugt. Ja, er war wirklich auf seine Kosten gekommen.

Und dann. Am nächsten Morgen. Nichts wie weg. Kein Blick zurück. Kein Bedauern. Er lächelte. So sollte es sein. Frauen waren Einwegware. Wie Lollipops. Er nahm sich das Süße und genoss den Moment. Was übrigblieb warf er weg.

Er verstand die Männer nicht, die glaubten, es wäre das Schönste, sich nur einen Lolli ein Leben lang einzuteilen. Idioten!

Wie eine Blume begannen die Frauen in dem Moment zu welken, in dem sie gepflückt wurden. Bedauerlich, aber nicht zu ändern.

Mit einem Stöhnen versuchte er, sich aufzurichten. Ein unerwarteter Widerstand zwang ihn wieder zu Boden.

Seine Hände und Füße steckten in Handschellen.

Was zum Teufel?

»Oh, Sie sind wach. Na, dann können wir ja beginnen.«

Daniels Kopf schwankte träge in die Richtung, aus der die rauchige Stimme kam.

Neben den Sprossen gab es eine Art Höhlung, die er bis jetzt im Zwielicht übersehen hatte. Darin bewegte sich etwas. Daniel erkannte die Umrisse einer männlichen Gestalt, die sich aus dem Dunkel in den fahl erleuchteten Raum vor ihm bewegte.

Sie war hochgewachsen und feingliedrig, fast zerbrechlich. Die Art ihrer Bewegungen erweckte jedoch den Eindruck großer Entschlossenheit.

»Was? Scheiße! Mann! Wer bist du? Mit was beginnen?«

»Ruhig. Ich erkläre es dir gleich.«

»Hey, Alter, spar dir die Erklärungen! Mach mich los!« [...]

Marie Wilhelmsen

Bryanna

Wer im nebligen Spätherbst durch das Mühlthal Richtung Starnberger See wandert, begegnet ihr vielleicht. Besonders an den Tagen um den ersten November herum, wenn die Wege zwischen dieser und der anderen Welt offen sind, kann man sie manchmal sehen. Angetan mit ihrem weißen Kultgewand lehnt die Frau an einem Baum und beobachtet, was vor sich geht in dem Wald, der einstmals ihr Reich war, ihre Heimat, ihre Welt. Wer genau hinhört, vernimmt ihre Geschichte. Ein leises Wispern in den fast kahlen Ästen der hohen Bäume, ein Raunen im Rascheln der Blätter, die bunt und schon brüchig den Weg bedecken, sie alle erzählen die Legende von Bryanna, der Heilerin und Seherin.

Es war schon spät im Jahr, als sich Argyle, der Kunstschnied, und seine Schwester Moira von Vindana aus, wo sie sich mit Angehörigen ihrer weit verstreut lebenden Sippe getroffen hatten, auf den Heimweg nach Gentabu machten. Sie waren erst ein paar Tage unterwegs, als unerwartet früh der Winter hereinbrach. Über Nacht hatte sich der milde Herbst verabschiedet, kaum zu ertragende Kälte nahm seinen Platz ein und dann begann es auch noch zu schneien. Die Situation wurde immer bedrohlicher, doch Argyle wusste Hilfe. Unweit ihres Weges lag die Ansiedlung der Faganer. Der Kunstschnied hatte sie auf einer seiner Handlungsreisen schon einmal besucht und wusste, dass sie friedfertige und gastfreundliche Menschen waren. Bei dichtem Schneetreiben erreichten die Geschwister den Ort. An ein Weiterkommen war nicht zu denken, deshalb quartierte Niall, der Erste im Rat der Faganer, den Kunstschnied bei sich ein. Inghane, die Druidin, bot seiner Schwester Unterkunft.

Moira war von freundlichem Wesen und bildhübsch. Ihre grünen Augen blickten klar und heiter in die Welt, ihre Haare wellten sich wie poliertes Kupfer bis hinab zu ihrer schlanken Taille. Die jungen Männer suchten ihre Nähe, allen voran Shay, der Sohn des Niall. Auch Moira sah ihn gerne. Sie verbrachten viel Zeit miteinander, kamen sich näher, und bald wurde ihnen klar, dass sie zusammen leben wollten.

Dann endlich ließ die Kraft des Winters nach und Imbolc, das Fest des wiederkehrenden Lichtes, Briggs Fest, stand vor der Tür. In der Nacht davor ritt die Göttin weißgewandet über das Land. In den Samen erweckte sie die Keime zum Leben, schüttelte Bäume und Büsche und holte sie so aus dem Winterschlaf. Bald würden die ersten Lämmer geboren werden und die Bienen wieder fliegen. Der Winter verlor seine Kraft, das Darben und Frieren ging zu Ende, die Menschen waren wie beflügelt. Sie säuberten sich und ihre Häuser. Stube und Stall wurden mit reinigenden Kräutern ausgeräuchert. Strohpuppen als Symbol des Winters standen bereit und Holzhaufen, um sie darauf zu verbrennen. [...]

Lidia Kozlova-Benkard

Der Lindwurm

»Die Nacht ist so dunkel«, sagte der alte Diener zu sich, als er alleine durch die große Halle des dritten Stocks der Herrenvilla wanderte. Nach dem Abendessen räumten die Mägde die Tische ab, alle Hausbewohner gingen auf ihre Zimmer und legten sich ins Bett.

Mühsam setzte er Fuß an Fuß, um alle Kerzen zu löschen. Seine Uniform musste er fester an sich binden, damit man ihm seine Krankheit nicht anmerkte. Die Beulen wurden größer und wechselten die Farben. *Die Schmerzen sind stark, aber nur dass die Anderen nichts ahnen. Ich schaffe meine Aufgaben noch recht gut*, dachte der Greis bei sich. Vielleicht hatte die Hausherrin schon etwas bemerkt, sie lud ihm nicht mehr so viel auf. Neulich wollte er doch die Vorbereitungen für den Hausputz leiten, aber er wurde dafür nicht ausgewählt. »Wir haben schon genug Leute, die sich darum kümmern werden«, hatte sie gesagt und ihn so bedeutungsvoll angesehen.

Sollte er sich damit abfinden, in die Ecke abgeschoben zu werden? Er hatte hier die Hälfte seines Lebens verbracht und alle waren zufrieden mit seinen Diensten. »Ich werde Euch noch zeigen, was in mir steckt!« Er ballte seine Fäuste und seine Augen funkelten entschlossen.

Als ihm heiß wurde, trat er dichter ans offene Fenster, guckte hinaus und musste niesen. Eine Katze schrie auf. Der Diener beugte sich zu weit vor, verlor den Halt und fiel aus dem Fenster.

In der Nachbarschaft erstarrte ein Jüngling, als er das beobachtete. Oft saß er schlaflos auf seiner Fensterbank und träumte von der schönen Tochter aus der reichen Villa. Diese Fenster boten ihm manchmal den Einblick in ihr Leben. Heute Nacht kam es aber, dass er Zeuge des Unfalls wurde. Der Schrei eines Nachttieres lenkte seine Aufmerksamkeit auf den Hof und in diesem Moment stürzte der Diener aus dem Fenster. *Wie schrecklich! Der Arme ist so still und bewegt sich nicht. Ich sollte zu ihm gehen und nachschauen, wie es um ihn steht*, dachte der Jüngling.

Ein großer schwarzer Schatten tauchte am Nachthimmel auf und riss ihn aus seinen Gedanken. In der Luft rauschte etwas an ihm vorbei, so dass ihn eine kalte Luftwelle streifte. Trotz der lauen Nacht fröstelte es ihn.

Das Schattenwesen landete auf dem Körper des Dieners am Boden. Der Jüngling hörte leises Fiepsen von kleinem Getier, welches in alle Richtungen weghuschte. Heute würden sie nichts abbekommen. Am Himmel lockerten sich kurz die Wolken, der Mond beleuchtete den Hof und zeigte den Schatten als ein Ungeheuer mit mächtigen Flügeln und einem langen, gezackten Schwanz. Mit dem Leichnam des Dieners in den Krallen, erhob sich das fliegende Ungeheuer in die Lüfte und flog davon. [...]

Matthias Rothe

Das Geheimnis des Lindwurms

Joseph Oberhuber, von Kollegen und Freunden Sepp genannt, arbeitete seit Stunden konzentriert an seinem Computer auf der Südseite des 30. Stocks des O2-Towers, als mit einem Mal viele Kollegen mit erstaunten Rufen zu den Fenstern stürzten.

Um zu erfahren, was den Tumult auslöste, ging er ebenfalls zum nächstgelegenen Fenster und staunte nicht schlecht, als er davor ein großes, schlängenartiges, geflügeltes Wesen mit je zwei Hörnern an Kopf und Schwanz heran- und vorbeifliegen sah.

»Was war das denn?«, fragte er sich und seine Kollegen. Einige meinten, das sei vielleicht eine neue Waffe zur biologischen Kriegsführung, andere sagten, da mache sich einer einen Spaß mit einer drachenähnlichen Drohne. Einige wenige deuteten jedoch an, es sei der Lindwurm. Er sei nach Hunderten von Jahren wieder zum Leben erwacht und würde nun die Stadt heimsuchen.

Sepp glaubte eher an die Version von der Drohne, schüttelte seine Verwunderung ab und setzte sich wieder an den Computer. Er hatte gerade angefangen zu arbeiten, als rechts unten auf seinem Bildschirm eine Nachricht mit dem Titel *Drache entführt Jungen aus Allianz Arena* aufploppte und seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er öffnete die Nachricht und begann zu lesen.

16:37. München, Allianz Arena. Soeben flog ein Drache in die Arena, kreiste ein paar Mal und schnappte sich mit seinen Krallen einen etwa 11-jährigen Jungen. Mit diesem flog der Drache aus der Arena in südliche Richtung. Die Eltern des Jungen befinden sich in psychologischer Betreuung. Ein Polizeihubschrauber wurde umgehend angefordert und nahm die Verfolgung auf. Noch steht nicht fest, woher der Drache kam und warum er den Jungen gekidnappt hat. Unter Augenzeugen war die Vermutung zu hören, dass es sich um den Lindwurm gehandelt haben könnte. Wir werden Sie weiter auf dem Laufenden halten.

Sepp war zum Arbeiten viel zu aufgewühlt und so schloss er seine Programme, fuhr seinen Rechner herunter, verabschiedete sich von seinen nicht minder aufgeregten Kollegen, die heftig miteinander diskutierten, und verließ das Büro.

Er nahm den Aufzug zur Tiefgarage. Dort fand er wie automatisch den Weg zu seinem Skoda Octavia, stieg ein und fuhr los. Er war kaum auf den Georg-Brauchle-Ring gekommen, als seine Freisprechanlage läutete. [...]

Peter Teschke

Zeitreise

Sagen und Geschichten aus München gibt es zuhauf. Alle handeln sie von längst vergangenen Zeiten. Doch es gibt eine Geschichte, welche nur wenige kennen. Diese hatte sich zum zweihundertsten Jubiläum des Münchner Oktoberfests ereignet. Zu jenem Anlass wurde auf der Festwiese eine Neuerung eingeführt, die Oide Wiesn. Das war ein Bereich auf dem Oktoberfest, der vom neuzeitlichen Trubel abgetrennt und in eine Festwiese verwandelt wurde, wie sie vor langer Zeit einmal ausgesehen hatte.

Ein ganz besonders findiger Schausteller – so erzählt man sich – nutzte die Gelegenheit, um eine außergewöhnliche Besonderheit anzubieten. Magische Zeitreisen, welche die Besucher zurück in ein geheimnisvolles, altes München führten!

Die Oide Wiesn gibt es zwar immer noch, doch die Möglichkeit zu Reisen in die Vergangenheit gab es dort seit dem nie wieder! Warum? Das erzählt die Geschichte von Hans und Lisa.

Es war ein warmer Samstagabend. Das traditionelle Oktoberfest auf der Theresienwiese begann gerade seine zweite Wochenendrunde zu drehen. Hans und Lisa freuten sich schon seit Langem auf ihren gemeinsamen Wiesn-Besuch. Irgendwie hatte sie die Arbeit bislang abgehalten, aber nun hatten sie es geschafft. Die beiden schlenderten ausgelassen über die Theresienwiese und versäumten nicht, als die Sonne sich langsam schlafen legte, die Stufen der Bavaria zu erklimmen und einen Blick auf das bunte Treiben zu deren Füßen zu werfen.

Natürlich hatten die zwei von der Jubiläumsneuerung gehört und wollten sich diese nicht entgehen lassen. Zurück von der Bavaria ging es daher schnurstracks zum abgetrennten Bereich der Oiden Wiesn.

Dort lockten alte Fahrgeschäfte, weniger Menschen waren unterwegs, es war alles langsamer und gemütlicher. Die Buden der Schausteller waren ohne elektronischen Schnickschnack, und das Wiesnbier floss selbstverständlich aus dem Holzfass in die kühlen Steingutkrüge. Ach ja, das Bier. Unsere beiden Wiesnbesucher hatten sich jeder schon gut mit dem würzigen Gebräu ausgesöhnt. Irgendwie schmeckte es diesmal anders und rann süffig die durstigen Kehlen hinunter. Hans und Lisa waren also in der richtigen Stimmung, um den Rest des Festplatzes zu erkunden. [...]

Mario C. G. Juhnke

Die Flüsterecke

Draußen vor der Stadt München erzählt man diese Geschichte noch heute. Sie ist etwas anders als die Versionen, die man in der Innenstadt kannte und weiter gab. Es ist eine bewegende, ja auch sehr beunruhigende Geschichte, die die Menschen über die Jahre und Jahrhunderte in ihren Bann zog. Wer sie hörte, spürte Angst, Unruhe, Beklommenheit. Man kann sogar sagen, dass diese Geschichte ein Grund dafür ist, warum die Menschen aus dem Umland, die diese Überlieferung kannten, so ungern in die Stadt München kamen. Bis heute.

Ich will versuchen, über diese alte Begebenheit zu berichten. Am Viktualienmarkt steht der stolze und aufrechte Turm der Kirche von St. Peter. Der Bau dieses Turmes wurde im zwölften Jahrhundert begonnen. Der romanische Vorgängerbau besaß noch nicht die rundumlaufende Aussichtsgalerie, die wir heute kennen. Es war ein bedeutendes Bauwerk seiner Zeit, mitten im Zentrum der damals sehr kleinen Ortschaft München. Später, nachdem ein verheerender Brand am 14. Februar 1327 fast ein Drittel der Stadt zerstört hatte, konnte der Bau im gotischen Stil erweitert und teilweise ersetzt werden. Zwischen den Sockeln der beiden abgebrannten Türme errichtete man einen einzelnen Turm, ein Symbol, das Bedeutung ausstrahlte und die umlaufende Aussichtsgalerie bestätigte den Anspruch, ein Wahrzeichen zu sein.

Nur wenige Schritte vom Marienplatz, steht dieser Turm auf dem Petersbergl. Es gibt wohl kaum einen besseren Ort, den es zu erklimmen lohnt, um die schöne Aussicht zu schauen. Diese einundneunzig Meter in die Höhe zu steigen, über dreihundertundsechs Stufen hoch über der Stadt zu sein, mit einem Blick bis zu den Alpen, wenn das Wetter es zulässt, das reizt die Menschen bis heute.

Der Aufstieg hatte schon immer einen Preis. Das für die Aussicht angenommene Geld wurde in den Erhalt des Bauwerkes gesteckt. So nutzte jeder, der es sich leisten konnte und wollte, die Gelegenheit diesen reizvollen Ort zu erklimmen. Die Pfarrgemeinde hatte schon sehr früh auch den wirtschaftlichen Vorteil dieses Bauwerkes erkannt und ermöglichte bei jedem Wetter den Aufstieg gegen einen Obolus. In den Anfängen war es auch möglich ein paar Viktualien abzugeben, die den Geistlichen und den Helfern aufs Christlichste zukamen. [...]

Andrea Wojtkowiak

Der Brezenreiter

Der Geruch von Bratwürsten, Käse und ein Hauch von Kräutern liegt in der Luft. Es ist kurz nach 12 Uhr mittags, die Glocken von St. Peter klingen noch nach.

Vroni geht schnellen Schrittes über den Viktualienmarkt. Das hektische Treiben auf dem Marktplatz gehört für sie zur Mittagspause dazu, auch wenn sich hier mittlerweile mehr Touristengruppen als Einheimische tummeln.

Jetzt im Hochsommer ist der kleine Biergarten in der Mitte des Platzes Vronis Ziel, denn der ist ein Ruhepol im überlaufenen Stadtzentrum. Und wo sich die Leute entspannen können, sprechen sie nicht nur über Sorgen und Nöte, sondern auch über ihre Vorlieben und Wünsche. Die Themen, die den Münchnern am Herzen liegen, interessieren sie als Mitarbeiterin der Pressestelle vor allem. Wie ist die Stimmung in der Stadt? Wie werden bestimmte Themen diskutiert und wie kommen alteingesessene Bräuche oder Veranstaltungen heute noch an? Die Besucher des Viktualienmarkt-Biergartens, der nicht weit von ihrem Büro entfernt liegt, konnten Vroni schon einige Male eine andere Sicht auf Dinge liefern, was ihr schließlich Vorteile in ihrem Job gebracht hat.

Vroni steuert zielsicher einen Tisch neben drei waschechten Münchnern an, die heute ihre Hirschledernen ausführen. Die Männer lassen sich ihre kühle Halbe schmecken, einer fuchtelt mit einer zerlesenen Ausgabe der Süddeutschen Zeitung herum. Vroni spitzt die Ohren. Heute steht ein ausführlicher Artikel über den Brauch des Brezenreiters im Bayernteil. Früher hatte er einmal im Jahr Brezen an Arme und Bedürftige verteilt. Auch in der Pressestelle wird schon seit Jahren über die alte Geschichte gesprochen, die es schon seit rund 200 Jahren nicht mehr gibt. Vronis Chef ist ein großer Gegner davon, die altbackene Tradition des Brezenreiters wiederaufleben zu lassen. Er ist vom modernen Schlag. Für ihn sollte jede Einrichtung einen eigenen Instagram-Account haben, die Mitarbeiter sollten Tweets schreiben, YouTube-Videos und Insta-Stories drehen, bei Facebook, Tik-Tok und Snapchat aktiv sein. Bei jedem neuen Trend ist er als einer der ersten dabei und hält damit vor allem die Mitarbeiter der Pressestelle auf Trab. Von alten, verstaubten Traditionen hält er dagegen nicht viel und lässt dies die ältere Generation immer wieder spüren.

Vroni ist in diesem Punkt hin- und hergerissen, denn Social Media macht ihr Spaß und ihre Arbeit soll ja vor allem ihrem Chef gefallen, denn er ist derjenige, der sie hoffentlich in wenigen Wochen befördert. Andererseits hat sie durch ihren Vater Traditionen zu schätzen gelernt. Vronis Paps, wie sie ihn liebevoll nennt, ist einer der größten Fans des Brezenreiters und versucht schon seit Jahren, den Brauch wieder in München zu etablieren. Mit seinem besten Freund Jakob, der das gleiche Ziel hat, liefert er sich mittlerweile einen Wettstreit, der schon fast in Feindschaft ausgeartet ist. [...]

Nelly Altmeyer

Die Isarnixe

Mara

Das Leben nach dem Tod habe ich mir ganz anders vorgestellt. Ich dachte, ich sitze auf einer plüschenigen Wolke mit all denen, die mir schon vorausgegangen sind und beobachte das Treiben auf der Erde. Was habe ich mich auf meine Katze gefreut, die starb, als ich zwölf Jahre alt war, für deren Beerdigung meine Mutter ein Loch in den gefrorenen Boden hauen musste und ich die letzte Schulstunde geschwänzt habe. Außerdem endlich meinen Großvater wiederzusehen, der mir das Schwimmen beigebracht hat! Aber statt auf einer Wolke zu sitzen, schwimme ich nun unter Wasser herum. Ich kann auch den Kopf über Wasser halten und atmen und sogar das Wasser verlassen, aber bequemer ist es unter Wasser.

Ich bin in unserer Wohnung in meinem Bett eingeschlafen, und in der Isar aufgewacht. Irgendwo bei Bad Tölz oder Lenggries muss das gewesen sein, denn die Isar war tief und wild und nicht eingesperrt wie in der Stadt.

Niemand hat mir erklärt, was ich hier in der Isar tun soll. Es gab keine Einweisung, keine Übergabe, kein Memo. Ich weiß einfach, was ich tun muss – ich bin eine Isarnixe. Ich sollte mich in Lenggries und Bad Tölz aufhalten, das ist das eigentliche Gebiet der Isarnixen. Wenn mir dort ein junger, gutaussehender Kerl gefällt, sollte ich ihn zu mir unter das Wasser holen und ihm genussvoll dabei zuschauen, wie er ertrinkt. So zumindest die Theorie. In der Praxis ist es in Lenggries und Bad Tölz langweilig, hier kommen schon lange keine Flößer mehr vorbei. Außerdem habe ich absolut kein Bedürfnis, jungen, gutaussehenden Männern beim Sterben zuzusehen. Deshalb bin ich von Lenggries bis nach München geschwommen und dort zum Eisbach. Hier beobachte ich die Jungen und die Alten, die Frauen und die Männer beim Surfen. Kommen sie in den Abwärtssog, helfe ich und ziehe sie heraus. Sie haben nur auf der Welle etwas zu suchen, aber nicht bei mir unter der Welle. Das ist allein mein Revier, und das halte ich auch sauber. Ich werfe Müll ebenso wieder an Land wie die Surfer, die sich verschätzt haben.

Statt Beinen habe ich nun eine Schwanzflosse und sehe aus wie die kranke Schwester von Arielle. Meine braunen Haare sind jetzt grau, und je nachdem, wie das Licht darauf scheint, schimmern sie auch blau oder türkis oder sogar hellgrün. Die Farbe der Isar spiegelt sich darin. Auch meine Haut ist grau, und an manchen Stellen habe ich Schuppen, die sonst nur meine Beine bedecken, also, meine Schwanzflosse. Leider habe ich nicht wie Arielle eine Krabbe und einen Fisch, die mich unterhalten. Es ist recht einsam in der Isar, außer mir gibt es keine andere Isarnixe. Natürlich gibt es Fische in der Isar, aber die haben relativ wenig Lust, sich mit mir anzufreunden, geschweige denn sich auch nur zu unterhalten. [...]

Karen Metz

Des Goldschmieds Verhängnis

Es war nicht so, dass der graue Mann den Goldring unbedingt gebraucht hätte; er mochte einfach schöne Dinge. Es ging ihm auch nicht darum, reich zu werden. Obwohl er sich in seinem Versteck auf dem Dachboden inzwischen ein kleines Sammelsurium an Sachen zugelegt hatte, die Andere auf der Straße achtlos wegwarf und Dingen, die – nun ja, ihnen wohl beizeiten auch kostbar waren. Er war sehr geübt darin, kleinere Gegenstände wie Silberlöffel und Münzen unbemerkt verschwinden zu lassen.

Die Meisten nahmen von ihm ohnehin keinerlei Notiz. Vielleicht lag es daran, dass er stets in schwarz und grau gewandet war. Das Netteste, was ihm je widerfahren war, hatte sich erst kürzlich zugetragen: Ein pausbäckiges Kind hatte ihm ein Stück verschimmeltes Brot zugeworfen. Von Glück reden konnte er, dass es ihn nicht am Kopf getroffen hatte.

Manche der entwendeten Gegenstände gefielen dem grauen Mann so gut, dass er auf ihnen schlief, wie ein Drache auf seinem Schatz. Und an dem Tag, an dem er auf das Meisterwerk des Goldschmieds aufmerksam wurde, wusste er, dass dieses die Krönung seiner Sammlung sein würde.

Wieder einmal hatte der graue Mann sich auf den Fenstersims der Werkstatt geschwungen und saß geduckt da. Von hier oben wirkten die Menschen, die sich dicht gedrängt durch das Kaufingertor in die gleichnamige Straße schoben, seltsam klein. Er wandte seinen Blick ab und starrte verstohlen durch den geöffneten Spalt des Turmfensters. Der Goldschmied war so in seine Arbeit vertieft, dass er ihn wie üblich nicht bemerkte.

Dieser Hüne von einem Mann werkelte schon eine ganze Weile an einem einzelnen Ding, – über eine Woche, wenn er richtig gezählt hatte –, und die Neugier des grauen Mannes wuchs mit jedem Tag. An was mochte der Goldschmied diesmal arbeiten? Er klopfte und hämmerte, hantierte mit Feuer und Wasser und auf seinem Arbeitstisch sammelten sich die seltsamsten Werkzeuge und Apparaturen.

Der graue Mann sah dem Goldschmied gerne beim Werken zu. Trotz seiner klobigen Finger entstanden die filigransten Arbeiten. Schweißperlen liefen ihm dabei die Schläfen hinab, besonders wenn er so konzentriert war wie jetzt. Nur manchmal hielt der Goldschmied inne und strich sich über seinen Bart, der ihm bis hinab auf die Brust reichte.

Die Vorsicht des grauen Mannes hatte sich bezahlt gemacht und weder der Goldschmied noch seine Frau ahnten, dass sie jemanden oberhalb der Werkstatt im Schönen Turm beherbergten. Sein Unterschlupf im Dachstuhl war gut verborgen, von hier war der Weg auf den Sims nicht weit und die Schatten des Gemäuers boten herrliche Verstecke. [...]

Michaela Thomson

Urteile nie zu schnell

Es war, so sagt man, Mitte des 15. Jahrhunderts, als Anton, der Goldschmied eines Tages mit klopfendem Herzen vor dem Kaufinger Tor stand und den Posten seine Papiere zeigte.

Zwei Tage zuvor hatte er Lindau, die letzte Station seiner Wanderschaft, verlassen, mit schwerem Herzen und einem ausgezeichneten Meisterbrief in der Tasche. Sein Meister hatte ihn mit Tränen in den Augen verabschiedet, ihm auf die Schulter geklopft und ihm versichert, dass er seinen Weg machen würde. Er war ein guter und großzügiger Mann und weit über die Grenzen für seine feinen Goldschmiedearbeiten berühmt. Anton hatte bei ihm den letzten Schliff erhalten und konnte sich sogar seinerseits schon einen Namen machen. Gerne hätte sein Meister ihn bei sich behalten und ihn zu seinem Partner gemacht. Doch Antons Vater hatte geschrieben.

Nun stand Anton vor dem neuen Stadttor und dem schönen Turm, wie er allenthalben genannt wurde, weil man den alten doch so schäbig und öde fand. Und gleich neben dem Tor sollte seine eigene Werkstatt sein, so stand es im Brief des Vaters.

Nachdem Anton die Eltern begrüßt hatte, die Mutter konnte gar nicht aufhören zu schluchzen vor lauter Glück, dass ihr geliebtes Kind nach all diesen Jahren wieder zu Hause war, machte er sich schnurstracks auf zum Augustiner Bräuhaus. Kaum betrat er die Wirtschaft, als auch schon seine alten Spezln ihn entdeckten und an ihren Tisch riefen. Doch Antons Blick suchte die große Halle ab und fand schließlich wonach er suchte.

Marie, die im selben Moment in seine Richtung blickte, schlug die Hand vor den Mund und machte große Augen.

Ihre Kollegin war's, die's aussprach: »Der Anton ist zurück!«

Im nächsten Augenblick flog Marie in Antons Arme und ein großes Gejohle erhob sich.

Anton und Marie wurden auf Schultern gehoben durch den Saal getragen. Die beiden ließen sich aber nicht aus den Augen und sobald die Freunde sie absetzten, nahm Anton Marie bei der Hand und floh mit ihr hinaus.

Marie schmiegte sich an ihn.

»I hoab g'wart', Anton.«

»Ja, Marie, und jetzt wird g'heirat'!«

Anton steckte Marie den Ring an den Finger, den er in Lindau gefertigt und seitdem am Herzen getragen hatte. [...]

Peter Krall

Die Unschuld des Franz von Stuck

Als die bayrische Welt noch in Ordnung war

Prolog

Ob und gegebenenfalls wie bayrische Verderbtheit möglich ist, blieb lange ungeklärt. Zwar wurden auch in früheren Zeiten Versuche unternommen. Doch müssen diese, soweit sie bekannt sind, als gescheitert eingestuft werden.

Ein bekannter Pionier war Klaus Störtebecker, welcher die Seeräuberei ausübte. Dabei beging er zweifellos Schandtaten. Doch wirkte er auf der Nordsee, welche selbst nach Ansicht Straubinger Metzger nicht zu Bayern gehört. Er scheidet mithin aus geographischen Gründen aus.

Hieronymus Schwarzbart aus Tutzing reiste nach Hamburg, um bei Störtebecker zu lernen. Nach seiner Rückkehr versuchte er sich in der Piraterie am Starnberger See. Auf der ersten Kaperfahrt gelang es ihm, ein liebliches Fräulein gefangen zu nehmen, wovon er sich ein erhebliches Lösegeld erhoffte. Er ließ sich und das Fräulein nebeneinander stehend vom Schiffsmaler abbilden, wohl eher aus Eitelkeit als aus einer Notwendigkeit, den Anspruch auf Lösegeld der Familie gegenüber zu dokumentieren. Was immer ihn bewegt haben mag, das Bild in Auftrag zu geben, betrachtete er es jedenfalls ausgiebig, anstatt es einfach an die Familie zu übermitteln. Da er visueller Legastheniker war, verwechselte er sich dabei mit dem Fräulein und war fortan lieblich und nicht mehr wüst.

Herzog Albrecht III. schien für eine gewisse Zeit die Ordnung durch seine Liebesbeziehung zur Bürgerlichen Agnes Bernauer zu gefährden. Doch vermochte sein Vater Unheil abzuwenden, indem er die Geliebte des Sohnes in der Donau ertränken ließ. Und nachdem Albrecht in der Folge die Juden vertrieb, wird er wohl zu Recht *der Fromme* und nicht etwa *der Verruchte* genannt.

Eine Liebesgeschichte

Die vorhergehenden Fehlschläge waren Franz von Stuck wohl bekannt, als er sich entschloss, durch listige Umtriebe die jung verheiratete Frieda Putz, vormals Blell, zu erobern. Doch war er überzeugt, das größte und stabilste Genie zu sein, welches die Welt je gesehen hatte. Daher war er zuversichtlich, zu erreichen, woran Störtebecker, Schwarzbart und Albrecht gescheitert waren. [...]